

Manufacturers' Outlet Comp.

Eine große Anzahl von Spezialartikeln in Damenstoffen und Damenschuhen, Herrenkleidern und Ausstattungen, Schuhen und Stiefeln. Die folgenden niedrigen Preise bürgen für schnellen Verkauf. Sparen Sie Zeit und Geld durch schnellen Einkauf.

Spezial.

Nur 15 hochklassige, handgemachte Herren-Anzüge, aus dem besten West-England-Kammgarn, Frühjahrsware, letzten Stile und Ausrüstungen. Sonst in Regina zu fünfundzwanzig und dreißig Dollars verkauft. Unser Preis \$17.95

Tailen und Blusen.

Nur 4 Tugend weiße Lawn Tailen, alle Größen. Unser Preis 49c
Haushalten für Damen, aus gutem schweren Material in dunklen Farben. Regulär \$1.00. Unser Preis 59c
Handgestickte weiße Damenschleier. 3 fuer 10c
Gesäumte Muslin-Damenschleier. Regulär 25c. Unser Preis 2 fuer 25c
Unser Spezial Dongola Kid Schürschub, Patentzipfen, elegante Form, gut sitzend. Um zu racumen \$1.49
Gesäumte weiße Herrenschleier. Großes Format. 3 fuer 25c
Herren-Strümpfe für das Frühjahr. 2 Paar fuer 25c

Damenstrümpfe.

Nur 125 Paar schwerer gerippter Damen-Strümpfe, gewöhnlich zu 20c das Paar verkauft. Unser Preis 10c.
Eine beargzente Anzahl durchaus echter Kiste Thread Strümpfe, dreifache Fäden und Spitzen, gute Werte zu 25c. Unser Preis per Paar 15c.
Ganzwollene Damen-Cashmere Strümpfe, garantiert festes schwarz. Regulär 55c. Unser Preis p. 25c Paar.

Manufacturers' Outlet Co.

606 Broad-Strasse und 10. Avenue.

Das alte Lied.

Von Arthur Schiller.

Er stand auf dem Vorderrand der Kragatte, die nicht weit vom Lande vor Anker lag, und blickte in die Nacht hinaus, als wolle er mit seinen scharfen Augen die Tiefe des Himmels und des Meeres messen. Das Geräusch vieler aufgeregter Stimmen und heller Gläserklang drangen wie aus einer fremden Welt aus dem Salon zu ihm hinaus. In der Hand hielt er einen Brief, den er erst jüngst beim Schein einer Taschenlampe schnell durchgesehen hatte.

Auf der „Fortuna“, der Kragatte, die seit einigen Tagen auf der Rheide des Bodensees ankam, wurde ein großes Fest, ein Tanzvergnügen im Monatsfeste gefeiert. Hierzu war der größte Teil der Bodensee-Gesellschaft eingeladen worden. Jetzt war man drinnen bei der Tafel. Später sollte oben auf Deck getanzt werden. Das war ein seltenes Vergnügen, das einem nicht so leicht wieder begeben würde.

Drüben auf dem feierlichen Landspitze waren Matrosen damit beschäftigt, die Feuerwerkskörper aufzuhängen, die zur Feier des heutigen Tages abgebrannt werden sollten. Möglichst erregte man die ganze Gesellschaft, die Damen in großer Balltoilette, die Herren in Galauniform oder im Frack, auf Deck zu schicken, um das glänzende Schauspiel zu genießen, das sich dicht am Wasser drüben auf der feinen Halbinsel entwideln würde. Es war ein Feuerwerk, so hell, so glänzend und farbenprächtig, daß auch die am Ufer versammelte Menschenmenge in begeisterte Beifallsrufe ausbrach. Raum war aber die letzte Warte am Himmel verloren, als die Schiffstapelle einen sprudelnden Strauß von Wasser anstimmte und ein Paar nach dem anderen hinauslachte.

Als Leutnant Gert von Stangel den das Feuerwerk einleitenden Schuß hörte, hatte er das kleine Ruwert schnell in die Tasche und ließ seine Augen ernst und tieftraurig über die weite Gesellschaft gleiten. Er konnte sich nicht an der allgemeinen Freude beteiligen, der junge Offizier mit der halb trophäen, halb gleichgültigen Haltung. Er stand dem gefälligen Leben und seinen Genüssen so fern. Seine Natur lebte sich gegen die faden Schmeichelein, die Verstellungskunst und Falschheit auf, die seiner Ankunft nach in die Salons zu Hause gehörten. Wie er so einfach und abseits von dem Leben da stand, das sich auf dem Rheide abspielte, schweiften seine Gedanken in weite Ferne, dorthin, wo sein junges Glück erst jüngst zu Grabe getragen wurde.

Er sah in der Erinnerung eine weibliche Gestalt, schön und hoch, er sah ein Paar Augen mit dem ganzen Ernst und der ganzen Weisheit der Erde, er hörte eine Stimme, die ganz und fein war und einen seltenen Wohlklang hatte. Er fühlte ihre Hand schmal und weich, die sie das letzte Mal in seiner Hand, schon so mager und durchsichtig war. Das letzte Mal, als die Welt um sie herum sich auflöste, als die Welt um sie herum sich auflöste, als die Welt um sie herum sich auflöste.

Durch seine Kindheits- und Jugendjahre füllten seine Gedanken dem Ziele zu, das ihm gleichzeitig Liebe, Glück und Schmerz gebracht hatte. Er dachte an die Zeit seiner Kindheit, an das stolze natürliche Schloß mit dem wundervollen alten Park, der breiten Terrassen, dem See mit den Schwänen, die er abendlich füttern durfte. Er dachte an die Spätsommerzeit an der Seite des Vaters. Oft führten sie an das Meer. Dann hielt er sein Pferd wohl an und versank in Gedanken. Schon damals fühlte er, daß er und das unendliche Meer zusammengehörten, daß sie eins waren, und als er heranwuchs und allein leben durfte, galt Morgens und Abends sein Ritt dem Meer, von dem er nicht lassen konnte.

Am frühen Morgen hatte die Mutter vor Augen. Stundenlang hatte er zu ihren Füßen gesessen und ihr gespannt zugehört, wenn sie ihm von ihren Reisen in fremden Ländern erzählte. Als sie sprach, war er acht Jahre alt. Er erinnerte sich noch ihrer formidablen Figur auf dem Ziegenbock. Ihr Anblick hatte ihn nicht erschreckt. Nein, die Erinnerung daran hatte seinen Charakter und sein Gefühlsleben geformt. Die Begegnung hatte sich unter Entfaltung des größten Pompes vollzogen. Seitdem war er ein Kind. Selbstredend wurde das fest, auf dem er zu den Füßen der Mutter gesessen hatte, in den goldenen Saal geschafft, wo das lebensgroße Gemälde der Verstorbenen hing. Dort hatte er sich täglich mehrere Stunden aufgehoben und immer wieder zu dem Bilde aufgeschaut.

Mit dem Vater hatte er nicht viel gemeinsam. Als das Trauerjahr vorüber war und große Festlichkeiten und Jagdpartien einander ablösten, sagte er sich, daß das Elternhaus nicht länger die Welt sei, in der er leben konnte. Mit feinem Willen legte er seinen Eintritt in die Marine durch. Er schenkte sich in die Welt hinaus, in andere Länder, zu anderen Völkern, und er ist weit umher gewesen und hat sich zu einem jungen Mann mit offenem Blick und klaren Gedanken entwickelt.

Jährlich einmal, meistens zu Weihnachten, fuhr er des großen Gemäldes nach Hause. — Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, erhielt er eine Nachricht, die er mit zusammengekniffenen Augen und mit klammenden Augen entgegennahm. Der Burggraf, vom Stangelhof beabsichtigt, eine neue Ehe mit der jungen Baronin Gert von Löwenfeld einzugehen.

Dieses Jahr unternahm er die Reise. Er konnte den Schmerz nicht überwinden, daß die Mitteilung ihm bereitet hatte. Daß der Platz der Mutter von einer anderen ausgefüllt werden sollte, erschien ihm unbegreiflich. Er fühlte es förmlich als eine Kränkung. Als aber das zweite Jahr kam, konnte er seine Sehnsucht nicht länger leugnen. Unüberwindlich trieb es ihn ins Vaterhaus und zu dem Bilde der Mutter zurück.

Jetzt war er am Ziel. Jetzt machte er wie nach einer Eifersucht Halt und ließ den Gedanken bei der Erinnerung verweilen.

Gleichzeitig von Löwenfeld, weshalb auch zu diesem alten, verlebten Gemälden seine Hand! Gleichwohl hat das Gesicht und nicht früher zusammengeführt! Weisheit lehren wir

uns erst jetzt kennen?

Als ich dich das erste Mal vor dem Bilde meiner Mutter traf, das von seinem alten Platz in die alte Galerie geschafft und in die lange Reihe von hohen Kisten und hohen Kisten eingebracht war, vermochte ich es nicht, dich anzusehen. Deine Stimme hatte es mir aber angedeutet. Sie hatte mich geliebt, und während mein Blick auf dem Bilde ruhte, entging mir kein Wort aus deinem Munde. Gleichzeitig fühlte ich, daß in meinem Innern ein etwas erwacht war, das bisher darin geschlummert hatte. Als du angingst, schaute ich dich nach. Du blicktest dich in der Zeit um, während der Vortrag deine Gestalt bald verdeckte, und blendete mich an.

Ich schaltete mein Pferd und ritt mit meinem Bilde in meinem Herzen dem Sommerabend zu. Es war meine Absicht, am folgenden Tage zu reiten. Trotzdem blieb ich Tag auf Tag, bis der Dienst mich zwang.

Am letzten Abend — ich ließ mich am Flügel mit vorübergekauften Kopfe und den Händen müde auf den Knien ruhend, während dem Bild traurig bei dem Lärm des Liedes weilt. Ich sehe ihn im Lebensfluß, müde und blickend und doch mit geringen Händen deine jugendliche Gestalt verflüchtend. Du schickst einen Ast nach. Es ist „Das alte Lied“, das ich zu deiner Begleitung finge:

„Es war ein alter König. Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau. Der arme alte König, er nahm eine junge Frau.“

Er war ein junger Bube, bald war sein Haupt leicht, wie ein Stein. Er trug die feine Schleppe der jungen Königin.

Kennst du das alte Liedchen? Es klingt so schön, es klingt so schön. Sie mühten beide sterben. Sie hatten sich viel zu lieb.

Der alte schloß. Der Gesang langweilt ihn. Wir sind allein da und ich. Jetzt schau ich dich an und dein Bild trifft den meinen.

Sie mühten beide sterben. Sie hatten sich viel zu lieb. rufe ich aus. Meine Stimme ist klanglos. Ich empfinde es bei jedem Wort, daß ich zu verfallen drohe.

Da lachst du durch Tränen und sagst mit einem Ton, den ich nie vergesse: „Mit dem Glück im Herzen gehe ich ruhig dem Tode entgegen.“

Da rührte sich der Ast. Daß noch, halb schlaftrunken flüsterte er deinen Namen.

Ich fühlte die Hand zum Abschied und ging mit meinem ganzen Jammer, voll von deinem Bild und deinen letzten Worten, meinen einsamen Weg in das Leben hinaus.

Und jetzt ist das Lied zu Ende. Jetzt hat der alte Bube wieder eine Trauerfeier mit allem Pomp feiernden, und wieder hat der trauernde Gemahl einer jungen Burgfrau das letzte Geleit gegeben. Das Testament trägt der junge Offizier in der Privatkapelle seiner Galauniform.

Meinem innigen Geliebten, dem letzten Gruß mit der Blüte, daß das Andenken an mich nicht zwischen dich und deine Pflicht treten möge. Deine Pflicht ist es, dein altes väterliches Heim zu hüten. Denn die Kraft deines Vaters ist aus. Er ist alt und bedarf deiner Hülfe. Denk. Mit

deinem Bilde in meinem Herzen gehe ich zur ewigen Ruhe ein.“

Sich müßte durch die langen den Paare drängend, trat ein junger Seeoffizier, aus dessen Augen die Lebensfreude leuchtete, mit zwei gefüllten Sektgläsern an Gert von Stangel heran.

„Stangel — so melancholisch!“ sagte er vorwurfsvoll, während er dem Kameraden das eine Glas richte und selbst das andere bis zur Reize leerte. „Sei froh mit dem Frohen! Was nützt die finstere Miene? Weshalb gehst du der Gesellschaft aus dem Wege? Das verzeihe — ich vermag, daß du Trauer hast. Aber man muß sich zu überwinden suchen. Und das geschieht am besten in beiterer Gesellschaft.“

Der Kamerad betrachtete ihn forschend von der Seite, während Stangels Gesicht jetzt ganz klar ist. Im Offizierskreise turlerte eine etwas misstrauische. Danach sollte Stangels Kopf des braunen Jagdhundes, der neben dem Offizier stand und Stange schief auf ihn blickte.

Der junge Mann konnte diesen Zustand der Dinge unmöglich billigen; ganz oder fast wie ein echter Mann, nahm er die freilebende Hand für sich in Anspruch.

„Wie habe ich damals das Kommando verwirkt!“, sagte er, „das mich nach jenem glückseligen Falle zwang, sofort abzureisen. Nicht einmal von Jöben konnte ich mich persönlich verabschieden. Doch das wissen Sie ja durch mein Bild, das ich Ihnen zu senden lauge.“

Stangel blickte auf und erröthete. „Ich erhielt kein Bild!“, hauchte er kaum verständlich, weil Herzspeichen ihn den Witz raubte.

„Nicht!“ schloß er. „und der Leutnant machte ein Gesicht, als möchte er den Doktor am liebsten massieren.“

Der Leutnant kam fast von einem Schreck. „Was müssen Sie da von mir gedacht haben, mein theures, gnädiges Fräulein!“

„Was das theure, gnädige Fräulein gedacht, erfuhr er zur Stunde nicht, denn ein neuerentstandener Besuch hinderte die Antwort. In reizender Verwirrung flüchtete sie wieder den Jagdhund, was Wärme, trotz seines halbtönen, erdornenüberhüllten Zustandes taumelnd mißglückte.“

„Was fehlt ihm?“ flüsterte sie, ohne Rücksicht auf Stangels Gefühl. „Oh! Der Leutnant lachtelte mir, daß er sich nicht verlor.“

„Nicht!“ schloß er. „und der Leutnant machte ein Gesicht, als möchte er den Doktor am liebsten massieren.“

Der Leutnant kam fast von einem Schreck. „Was müssen Sie da von mir gedacht haben, mein theures, gnädiges Fräulein!“

„Was das theure, gnädige Fräulein gedacht, erfuhr er zur Stunde nicht, denn ein neuerentstandener Besuch hinderte die Antwort. In reizender Verwirrung flüchtete sie wieder den Jagdhund, was Wärme, trotz seines halbtönen, erdornenüberhüllten Zustandes taumelnd mißglückte.“

„Was fehlt ihm?“ flüsterte sie, ohne Rücksicht auf Stangels Gefühl. „Oh! Der Leutnant lachtelte mir, daß er sich nicht verlor.“

„Nicht!“ schloß er. „und der Leutnant machte ein Gesicht, als möchte er den Doktor am liebsten massieren.“

Der Leutnant kam fast von einem Schreck. „Was müssen Sie da von mir gedacht haben, mein theures, gnädiges Fräulein!“

„Was das theure, gnädige Fräulein gedacht, erfuhr er zur Stunde nicht, denn ein neuerentstandener Besuch hinderte die Antwort. In reizender Verwirrung flüchtete sie wieder den Jagdhund, was Wärme, trotz seines halbtönen, erdornenüberhüllten Zustandes taumelnd mißglückte.“

„Was fehlt ihm?“ flüsterte sie, ohne Rücksicht auf Stangels Gefühl. „Oh! Der Leutnant lachtelte mir, daß er sich nicht verlor.“

„Nicht!“ schloß er. „und der Leutnant machte ein Gesicht, als möchte er den Doktor am liebsten massieren.“

Der Leutnant kam fast von einem Schreck. „Was müssen Sie da von mir gedacht haben, mein theures, gnädiges Fräulein!“

Liebesbriefe.

Von René Krayl.

Beneditenwerth ist der Glücklichste, der eine „gute Feder“ führt, oder, wie es unter Dichtern heißt, einen „vorzüglichen Stil“ besitzt. Gelingt es ihm auch nicht immer, damit einen vorläufigen Verleger zu gewinnen, so findet er doch Menschen genug, welche diese edle Begabung zu würdigen wissen und ihr zu schönen Erfolgen verhelfen.

Ein sprechendes Beispiel hierfür bot der Dichter Wilhelm Meißner. Er war ein Unversorgener und konnte einfach alles. Seine Schriftschulden barg Romane, Novellen, Stützen, Trauer- und Lustspiele und natürlich eine ungezählte Menge empfindsamer und tiefgründiger Gedichte. Aber wenn auch trotz alledem der Name Meißner noch nicht in die breite Öffentlichkeit gedrungen war, so gelangte er doch zu einem schönen Erfolge, und das kam so.

Wilhelm Meißner befand sich mit seinen Angehörigen und sonstigen Verwandten in der jährlichen Sommerfrische, und dem großen Dichter zuliebe hatte man ein weites, luftiges, waldreiches Idyll gewählt. Aber was dem Künstlergemüth holde Wunder offenbarte, bot seiner Umgebung nur graue Langeweile, namentlich der schönen, lebenslustigen Cousine Lilli.

Doch sie wußte sich zu helfen, die reizende Cousine. Sie sah sich nach einem amüsanten Spiel um und hatte bald genug in dem einzigen außer dem Dichter noch vorhandenen männlichen Wesen einen glühenden Verehrer gefunden. Vetter Wilhelm selbst hatte ihr dazu verholfen, indem er die nötigen Arrangements und Zusammenkünfte vermittelt. Er hatte sich gewiss gemacht als „Schutzherr“ der beiden aufgetauchten und war zum Glück genug, von dem Schachspiel seiner Wirksamkeit abzulenken, wenn seine Schlinge seines Schutzes einmal nicht bedurfte.

Eines Tages nun trat Lilli glückselig auf ihren Vetter, der gerade dichtend unter einem Kastanienbaume saß, und zeigte ihm holderröthend ein Briefchen.

„Von ihm!“

Es waren nur einige wenige Zeilen, aber doch von ihm!

„Hör, Wilhelm!“, sagte Cousine Lilli, als ihr der Vetter den Brief wieder zurückgab. „Du bist doch ein so großartiger Stilist — ich möchte gerne mit einem recht hübschen Briefe antworten.“

„Du weißt, daß ich dir helfen soll“, entgegnete Wilhelm. „Nun, mit lauten Freuden!“ Und Wilhelm Meißner schrieb einen Brief. Ach, was war das für ein Brief! Das ganze überquellende Herz einer Frau in lauter Liebe verarbeiteten Jungfrau ergoß sich in zierlichen Rechenzügen auf reines, feines Papier, und Lilli brauchte nur ihren Namen darunter zu schreiben. Welche andere hätte sich in solch einer zarten, gefühlvollen Situation zu verlegen vermocht, als Wilhelm Meißner? Nur er! Denn er konnte eben alles! Und als er am Tage darauf hinter einer Schildebühne saß und schönestrunkens ins Thal hinabschaut, da trat in weisgewandtem Planel sein Freund Arthur auf ihn zu.

„Verzeihe, daß ich dich störe“, sagte er, „aber sie hat mir ein so wundervolles Briefchen geschrieben, und das mußt du unbedingt lesen.“

Und Wilhelm las seine eigenen Zeilen im Namen Lillis und äußerte pflichtschuldigst sein Entzücken darüber.

„Ja, diese zarte Seele“, schmeichelte Arthur, „des Gefühls und der Geist! Ich hätte das wohlhabend nicht hinter ihr gedacht. Sie ist ja im Rechte ganz nett, aber so bedeutend —“

Wilhelm erröthete über und über vor Aufregung.

„Nun aber habe ich eine Bitte“, fuhr Arthur fort. „Es kann wohl jemand die genannten Briefchen in poetische Worte zu kleiden, das kann nur ein begnadeter Dichter, wie du, Meißner! Du mir nicht einen recht schönen Brief schreiben!“

Wilhelm erröthete abermals. Ein solches Lob — ach, wie lange hatte er darnach geschmachtet! — mußte ja seinen Ehrgeiz reizen, und so erfüllte er gern den Wunsch Arthurs und legte ein wahres Meisterstück liebesfühlender Seelengröße in lapidaren Zügen auf graues Büllenspapier nieder. Auch Arthur brauchte nur zu unterschreiben.

Nun ging es eine Weile so fort. Hinüber und herüber. Einmal fuhr Lilli und einmal für Arthur. Die Sache machte ihm Freude, und die reichliche ihm Anerkennung erfüllte ihn mit Glückseligkeit und Stolz. Sein Dichtergemüth empfand alle Wonnen hoher Genugthuung, als er die Macht der Sprache — seiner Sprache — auf zwei fühlende Menschen sah. Es war ein Roman, den er schrieb, und seine Helden darin waren von Fleisch und Blut. Sie lebten von seinem Geist und wurden durch seinen Geist gelenkt. In dem gleichen Maße aber, in welchem er als Dichter die Seelen der Liebenden zusammenführte, wurde seine Rolle als Mensch und Schutzherr immer häufiger. Er wurde als solcher immer weniger in Anspruch genommen, und eines Tages geschah das Unerwartete: man sagte ihm dies auf den Kopf zu und stellte ihn zur Disposition mit dem Range und Titel eines fünften Rades am Wagen.

Da erachte ich, wie aus einem glücklichen Traume, der große Dichter Wilhelm Meißner wurde zu einem ganz gewöhnlichen Menschen, Roman-

Meißner.

Seine Seele schäumte ob eines solchen Unfalls, und seinem Munde entquollen die verbängnisvollen Worte: „So, und dann braucht ihr wohl auch meine zärtlichen Briefe nicht mehr? Die Briefe, die ich für euch schrieb und denen allein ihr es verbannt, daß ihr hier wie im fernen Himmel lebet, während ich hier ausginge?“

Arthur und Lilli waren eine Weile starr.

Dann aber gelte es von Lilli schönen Lippen: „Was, Sie liegen sich Ihre Briefe von einem andern schreiben, um mit Gefühle dergestalt, die Sie nicht besitzen? Was, das ist gemein!“

Verächtlich kauselte Arthur die Lippen.

„Haben Sie es vielleicht anders gemacht, mein Fräulein? Sie schmühen sich zuerst mit fremden Federn, und ich war Herr genug, darauf hinzugefallen.“

Sornbeben gingen die beiden auseinander. Vetter Wilhelm aber nahm Lillis Arm und tröstete sie zum Er-
satz mit einer Bredelle und einem Feuer, daß Lilli erkannte, sie habe eigentlich nur immer ihn in seinen Briefen geliebt, und nur seine Gefühle könnten darum die wahren und echten sein. Und so war Wilhelm Meißner mit diesem seinem ersten dichterischen Erfolge ganz zufrieden.

Turgenjew und die Cholera.

Von dem russischen Dichter Turgenjew wird eine Geschichte erzählt, die die Krankheit, bis zu Wohnortwechselungen sich steigende Beängstigung des Dichters illustriert. Der in Paris lebende Poet war tief überbekümmert, daß man ihn in seinem Vaterlande verfolge. Wievielmal in Turgenjew in Petersburg und Moskau gewesen, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte! Er erinnerte sich ganz besonders deutlich an einen dieser Aufenthalte. Ich treffe Turgenjew in Petersburg und besuche ihn im Hotel. Der bekannte General Trepow war damals Chef der Petersburger Polizei. Da findet Turgenjew in seinem Zimmer mit angehörtem Gesicht, in einer geräuschvollen Pause, seiner Aemselich an den Ofen legend. „Sie wissen noch nicht?“, fragt er mich. „Aber nein, was ist denn?“ Die Cholera besteht in Petersburg, Trepow läßt die Sache forschend bekannt geben. „Nun und was weiter? Die Krankheit ist doch noch nicht epidemisch geworden.“

„Simmel, wenn Sie nur wüßten, was ich für Angst habe.“ Und Turgenjew erzählt, daß er am Abend vorher bei einem seiner Freunde gewesen sei, als die Schreckensnachricht eintraf. Er war logisch von einem so furchtbaren Entsetzen ergriffen worden, daß es ihm unmöglich gewesen war, allein in dem Hotel zu schlafen. Bei einem seiner Freunde, „Denken Sie“, sagte er mit zitternder und fast tonloser Stimme, „die Krankheit ergreift besonders diejenigen, die sich davon fürchten, wie ich.“

2 ist möglich!

Von einer Dame die wegen ihres Witzes bekannt war, erzählt man sich, daß eines Tages ein junger Mann in ihrer Gegenwart die Bemerkung machte: „Was könnte es Schrecklicheres für eine Frau geben, als daß sie, nachdem sie den Tod ihres Gatten ausgekostet hat, in einer der Töchter einen Liebesbrief von einer anderen Frau findet?“ „Glücklicherweise“, sagte die Dame, „kann so etwas nie vorkommen. Die Frau würde zuerst den Brief finden, und dann würde sie den Tod nicht ausbessern.“

Das erste künftige Gebi.

Es ist nicht bekannt, ob die Frage schon gelöst ist, wer aber zuerst künftige Jahre benutzt hat. Aber immerhin dürfte eine Mitteilung von Interesse sein, die man in den „Historischen“ von Tolstoj dem Abzug gefunden hat. Dieser nimmt nämlich aus einer heute längst vergessenen Dichterin, Marie de Gournay (1566 bis 1645), einen Abschnitt, in dem er sie, obwohl sie alte Jungfrau war, nicht unangenehm behandelt als andere Damen seiner Zeit. Reineswegs um ihr zu schaden, sondern lediglich als gemüthlicher Chronist theilt Tolstoj dem Abzug folgendes mit, das er von ihrem Freund, dem Dichter Bois-robot erhalten hatte. Fräulein de Gournay hatte sich ein Gebi (aus Zähnen des Strandwalfs (Loup marin) machen lassen. Sie nahm es aus, bevor sie zu essen anging, und legte es wieder ein, wenn sie sprechen wollte und zwar „förmlich geschickt“, fügt der Verfasser hinzu. Bei Tisch, wenn die anderen aßen, nahm sie ihr Gebi heraus und beilegte es zu essen. Dann aber legte sie die Zähne wieder ein und holte nun nach, was sie im Leben verläumt hatte. Daß Tolstoj dem Abzug das künftige Gebi der Dichterin speziell erwähnt, ist ein Beweis dafür, daß es sich noch um eine Seltenheit handelt. Zugleich erhellt man aus seinen Mittheilungen, daß die Zahnfleisch damals noch in den ersten Anfängen stand, da man wohl ein künftiges Gebi machen konnte, das zum Sprechen, nicht aber eines, das zum Kauen dienete.

Eine der heißesten technischen Anlagen ist die Porzellanofen, dessen Betriebstemperatur rund etwa 1500 Grad Celsius beträgt. Die Hitze des elektrischen Flammenbogens erreicht etwa 3000 Grad.